

I. RAVENNA

Als ich am Ende des Kanaltales anlangte und sich die Ebene vor Udine vor mir auftat, weiteten sich meine Lungen. Der Schleim in meinen Bronchien löste sich und ich konnte frei durchatmen.

Der Arzt hatte mir geraten, nach Italien ans Meer zu fahren. Er hatte gemeint, all der Stress und die Beklemmungen, die auf meiner Seele lagen, würden sich hier lösen. Also war ich jetzt, im Vorfrühling, losgefahren. Und wirklich: Schon hier spürte ich den salzigen Geruch des Meeres. Trotz des grauen Himmels erfüllte mich ein neues Gefühl von Leichtigkeit.

Ich fuhr an den Lagunen vorbei und erreichte Ferrara. Auf dem Weg nach Bologna verfuhr ich mich, merkte zu spät, dass ich in Richtung Modena unterwegs war. Also wendete ich bei der nächsten Möglichkeit und erreichte etwas verspätet mein Zwischenziel. Die Straßen waren hier sehr gut beschildert, sodass ich bald in Forli war. Von dort war es ein Leichtes, Rimini zu finden.

Meine Freundin Katharina hatte ein günstiges Appartement in der Vorsaison gebucht. Da es für mich schwierig war, die Adresse zu finden, rief ich sie an.

„Hallo Katharina, ich bin eben hier eingetroffen! Wie finde ich dich?“, fragte ich.

Ich nannte ihr den Namen der Strandbar, bei der ich geparkt hatte.

Wie ich gehofft hatte, versprach sie, so rasch wie möglich zu kommen, um mit mir gemeinsam zur gemieteten Wohnung zu fahren. Die Wohnblöcke und Hotels schienen hier alle durch ihre Ausmaße und graue Gleichförmigkeit dem Meer seinen Charme zu rauben.

Während ich wartete, zündete ich mir eine Zigarette an. Meine Lungen rasselten nicht und ich war bereits wieder sorglos.

Das Fenster meines kleinen Mazdas hatte ich geöffnet. Mit meinem linken Arm lehnte ich am Fensterrahmen, während ich mit Genuss an meiner ersten Zigarette des Tages zog. Langsam atmete ich den würzigen Rauch ein und beobachtete die blauen Kringeln, die nach draußen zogen. Dort war es immer noch grau. Ein frischer Wind wehte über den Strand, der leer da lag, perforiert von den vielen grünen, blauen oder roten Rohren, die vermutlich unter dem Sand einbetoniert waren, um auf die warme Zeit und damit auf die Sonnenschirme zu warten.

Während meine Augen den leeren Strand der Vorsaison abtasteten, hatte Katharina die andere Wagentür aufgerissen. Ich fuhr aus meinen Beobachtungen.

„Hallo, schön dass du da bist. Du warst sehr schnell!“, begrüßte ich sie, während ich sie rasch umarmte. Sie sah erholt und frisch aus, ihre dunklen Augenringe waren verschwunden und ihre kastanienbraunen Locken glänzten gesund.

Sie hatte bereits bequem Platz genommen und erklärte mir, wie nah wir bei unserem Appartement seien. Tatsächlich dirigierte sie mich nur um einige Häuserblöcke und in eine Tiefgarage. Von dort aus brachte uns ein Lift in das Appartement. Eine große, freundliche Wohnraumküche führte hinaus auf eine Terrasse. Die blühende Akazienallee darunter verströmte einen betörenden Duft.

Katharina freute sich über mein zufriedenes Gesicht und machte sich daran, die Kaffeemaschine in Betrieb zu setzen. Kurz darauf servierte sie Cappuccino für uns beide. Gemütlich steckten wir die Köpfe zusammen und berat-schlagten über Prospekten, die Katharina gesammelt hatte. Wir versuchten herauszufinden, welche Plätze wir in der Emilia Romagna besuchen wollten. Reflexartig tippte mein Zeigefinger sofort auf einen Folder mit Ravenna.

„Ist ja auch gar nicht weit von hier, ein Stück zurück nach Forlì!“, stellte ich fest, „diese Mosaiken von San Vitale möchte ich schon lange sehen. Übrigens, in Sizilien gibt

es auch so schöne ...“, sinnierte ich, „ich weiß, dass ich bei meinen Fotos irgendwo noch das Mäppchen aufgehoben habe mit diesen Mosaiken.“

Dabei erinnerte ich mich an die Reise mit Paul in meinen jungen Jahren. Noch jetzt kam Ärger hoch, wenn ich daran dachte, wie mich damals Männer auf der Straße oder im Bus auf herabwürdigende Weise angemacht hatten und Paul nicht im Mindesten zu mir gestanden war. Irgendwann hatte es mir gereicht, und als ich wieder im Bus eine Männerhand zwischen meinen Beinen gespürt hatte, hatte ich ausgeholt und dem Typ eine gewaltige Ohrfeige verpasst. Der war bei der nächsten Station verschwunden, ohne ein Wort gesagt zu haben.

„Das war hervorragend!“, hatte daraufhin Paul gemeint, „wenn ich das gemacht hätte, hätte ich vielleicht ein Messer zwischen den Rippen!“

Trotzdem hatte ich ihn geliebt.

Oft fragte ich mich: „Warum eigentlich?“

Katharina hatte sich zurückgelehnt und betrachtete mich prüfend.

„An welche Möglichkeit denkst du jetzt?“, fragte sie.

Offensichtlich meinte sie damit eines der möglichen Ausflugsziele.

Ich war aber noch voll in meiner gedanklichen Suche nach dem psychologischen Puzzleteil und der Frage, was ich an Paul geliebt hatte. Es heißt ja, dass ein eigener Anteil auf den Partner projiziert werde, der einem selbst nicht bewusst sei.

„Die rücksichtslose Freiheit, Künstler zu sein“, kam es wie von selbst über meine Lippen, „deshalb habe ich vermutlich auch meine Sehnsüchte, Bedürfnisse, meinen eigenen künstlerischen Tatendrang zur Seite geschoben, damit er die Seinen leben konnte.“

„Ich nehme an, du redest wieder einmal von Paul?“, hakte Katharina nach. „Wenn es das war, dann bist du dir durch seine Verwirklichung schön im Weg gestanden.“

Aber immerhin hast du die Befriedigung, dass du es ihm ermöglicht hast, erfolgreich zu sein. Das ist auch nicht schlecht, vor allem für Co-Abhängige. Dazu sind wir mehr oder weniger erzogen worden!“

Ich warf ihr einen wütenden Blick zu. Aber sie hatte recht. Jetzt konnte mein Leben beginnen. Endlich glaubte ich, die Zusammenhänge verstanden zu haben.

Ich stand auf und trug meinen Koffer in meinen Schlafraum.

Der nächste Morgen sah uns schon früh in Ravenna. Nachdem wir das Grabmal von Theoderich umrundet und von verschiedenen Perspektiven aus fotografiert hatten, begaben wir uns hinüber nach San Vitale. Durch ein Seitentor betraten wir den Dom. Während draußen die Frühjahrs-sonne schon angenehm warm war, legte sich hier eine erfrischende Kühle auf meine Haut. Langsam schritt ich das Hauptschiff entlang und mischte mich in eine Gruppe, die von einer Deutsch sprechenden Dame über die Kunstwerke der Kathedrale informiert wurde. Eben verwies sie auf die Mosaiken, welche die Kaiserin Theodora mitsamt ihrem Gefolge darstellten. Wenn Theodora nur annähernd dieser Darstellung nahekam, war sie faszinierend gewesen. Das längliche schmale Gesicht mit den großen orientalischen Augen war nicht dem Betrachter zugewendet, wie das ihres Gatten Justinian auf der anderen Seite der Apsis. Hoheitsvoll war der Blick suchend in die Weite gerichtet. Ihr gegenüber wirkte Kaiser Konstantin fast bäurisch einfach mit dem gutmütigen, weichen Gesicht. Jetzt erfasste es mich:

Fanatisch war das Wort, fanatisch suchend war der Begriff, der mir jetzt als passend ins Bewusstsein fiel.

Im stillen Dialog mit den Mosaiken stand ich noch immer da, hatte nicht gemerkt, dass Katharina längst gelangweilt den Dom verlassen hatte. Was aber hat diese Theodora bewirkt?

Ein Geheimnis umgab dieses Abbild, das spürte ich mit jeder Faser meines Seins.

Vermutlich hatte dieses Geheimnis auch etwas mit mir zu tun, sonst hätte mich dieses Antlitz nicht in dieser Weise berührt. Ich stand und schaute und horchte in mich hinein. Ein Sonnenstrahl streifte meine Stirne, als ich mich am Arm berührt fühlte. Ich schreckte hoch.

Die dunkelhaarige junge Fremdenführerin stand lachend neben mir und meinte: „Schön, nicht wahr?“

Ihren Akzent konnte ich nicht einordnen. Noch nicht.

„Faszinierende Augen sind das im Gesicht der Kaiserin!“, antwortete ich.

Da entdeckte ich, dass jene, die mich eben angesprochen hatte, fast ein ebensolches Augenpaar besaß: Meine Aussage schien mir jetzt ein bisschen peinlich.

Die Führung war beendet, die Gruppe löste sich langsam auf. Die dunkelhaarige, hübsche Frau mit dem hohen Blick stand noch immer neben mir.

„Was wissen Sie von Theodora?“, fragte sie mich unvermittelt.

„Oh, nicht besonders viel, außer dass sie die Gattin Justinians war“, war meine Antwort.

„Wenn Sie mehr von ihr hören wollen, dann begleiten Sie mich hinüber ins Café, wir können einen Cappuccino trinken und ich kann Ihnen einiges erzählen, ich bin Historikerin und habe meine Diplomarbeit über sie geschrieben, übrigens, mein Name ist Dora“, damit reichte sie mir ihre schmale Hand mit den langen Fingern.

Ich ergriff sie mit einer gewissen Begierde. Die Hand fühlt sich sanft, warm und trocken an.

„Mein Name ist Sophie, aber meine Freunde nennen mich Sunny“, dabei schüttelte ich wohl aus Verlegenheit meine rotblonde Mähne.

„Nun, was halten Sie davon? Ich warte noch auf Ihre Antwort“, sagte Dora in einem fordernden Ton.

Für mich wurde es zum Befehl. Ich wollte noch nach Katharina Ausschau halten, konnte sie aber nicht entdecken, während mich Dora am Handgelenk ergriffen hatte und mich am nie benutzten Grabmal der Galla Placidia vorbeizog, hinüber über die Piazza zu einem kleinen Lokal, das in seine schattige Tiefe lud.

Wir nahmen neben dem Eingang, an einem durch einen Paravent geschützten Tischchen Platz.

„Wie gesagt, ich beschäftige mich schon sehr lange mit dieser Frauengestalt, fragen Sie mich nicht warum. Eigentlich stammt meine Familie aus Bulgarien, aber ich bin schon in Wien aufgewachsen. Mein Vater kommt aus einer relativ wohlhabenden Familie, ist Techniker und erfüllte mir, als einziger Tochter, den Wunsch, studieren zu dürfen. Im Gymnasium war ich eine der Besten in Latein, dann war ich wie besessen von Altgriechisch, was lag da näher, als Geschichte zu studieren. Und jetzt macht es mir Spaß, während der Sommermonate hier in Ravenna die Führungen zu leiten. Außerdem sind die Männer hier in Italien charmanter als in Wien.“ Sie machte eine kurze Pause.

Ich schwieg.

Ich wollte nichts von mir preisgeben. Was ging sie mein Leben an? Unbeholfen begann ich in meiner Tasche zu kramen. Wie üblich fand ich weder Zigaretten noch Feuerzeug.

Dora reagierte rasch. Elegant, mit übereinandergeschlagenen langen Beinen saß sie da, holte mit einem Griff Feuerzeug und Zigaretten aus ihrer Jackentasche und bot mir eine an. Dankbar griff ich zu. Dora gab mir Feuer. Ein Kellner kam, brachte einen Aschenbecher, sie bestellte, ohne mich zu fragen, zwei Gläser Campari.

„Woher weiß sie, dass ich Campari mag?“, fragte ich mich.

„Um zu Theodora zurückzukommen“, begann sie, „sie war eine von uns!“

„Was meinen Sie damit?“, fragte ich etwas ungeduldig, „soviel ich weiß, hat sie im sechsten Jahrhundert nach Christi gelebt, wie kann sie da eine von uns sein?“

Dora lächelte kryptisch.

„Haben wir nicht alle in unserem Leben unheimlichen Scheiß erlebt? Mit Vätern, Großvätern, Brüdern. Liebhabern? Jedes vierte Mädchen wird missbraucht, Sie nicht?“

Dora hatte mich getroffen. Meine Schutzhülle zersplitterte. „Nun schon, nicht in der üblichen Weise, mein Vater hat mir von klein an sukzessiv die Würde genommen“, gab ich gequält von mir.

„Aber du hast trotzdem dein Leben im Griff – ich darf du sagen –, das sieht man dir an, du hast Kraft und Stärke, was immer man dir angetan hat. Manche Frauen schaffen es, trotz aller Erniedrigung, die man ihnen angetan hat, als Siegerinnen hervorzutreten.“

Zartbitter erfrischte mich der Campari durch den rosa Plastikhalm. In Gedanken tauchte Katharina auf. Ein banges Gefühl kam hoch, wie ich zurück nach Rimini käme, falls ich sie nicht fände.

„Falls du Schwierigkeiten hast, ins Hotel zu kommen, ich habe meinen Wagen hier, ich kann dich später zurückbringen“, erriet Dora wieder meine Gedanken. Dankbar atmete ich durch.

Dora sah mich mit ihren dunklen Augen lange an. Ihr tiefer Blick wurde mir unheimlich. Ich hörte ihre Stimme nur mehr von fern und saß auf dem Schoß meines Vaters.